

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchen-Zeitung**

Band (Jahr): **5 (1836)**

Heft 35

PDF erstellt am: **01.05.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Luzern, Samstag  
No. 35.



den 27. Augustmonat  
1836.

# Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem  
katholischen Vereine.

Es suchen mich, die vorher nicht nach mir fragten, es fanden mich, die mich nicht suchten. Ich spreche zu dem Volke, das meinen Namen nicht anrief: Siehe, hier bin ich; siehe, hier bin ich!  
Jesajas 65, 1.

Briefe über die kathol. Missionen im Ohio-Thale.  
Von Herrn Missionär Henny.  
(Fortsetzung.)

## Elfter Brief.

Blicken wir noch einmal auf den ganzen Far-West zurück; erinnern wir uns des blutigen Kampfes der Jesuiten, der Schwierigkeiten aller Missionäre, der Armuth der Bischöfe; betrachten wir aber auf der andern Seite, ohne etwas von den übrigen Bisthümern im Osten zu erwähnen, die vielen katholischen Gemeinden, die vielen schönen Kirchen mit ihren wissenschaftlichen Instituten und Klöstern, von der Quelle des Ohio oder Pittsburg an bis zum Missouri oder St. Louis, und den Mississippi hinunter nach New-Orleans; so müssen wir in der That bekennen, daß die Religion nicht umsonst gekämpft hat und noch kämpft. Die fernern Wohlthäter Europa's dürfen ihre Hilfe gewiß uns nicht entziehen, „weil für unsere Religion nichts zu hoffen, oder gar weil vielleicht nichts für sie geleistet worden wäre.“ Uns aber, den Zeugen des auflebenden Glaubens und seines gleichen Fortschrittes mit dem Geiste der Kultur und der Unternehmungen, der so ungewöhnlich thätig ist in der neuen Welt, uns benehmen die Thränen des Dankes unwiderstehlich das Auge, das Gottes allwaltende Hand so deutlich über der jugendlichen Kirche erblickt. Einen Beleg davon gab uns in flüchtiger Rückerinnerung über Cincinnati der hochwürdige Flaget, Bischof von Bardstown, mit Recht

der Patriarch der amerikanischen Kirche genannt, bei der feierlichen Einweihung der Dreifaltigkeits-Kirche in Cincinnati, am Rosenkranzeste den 5. Oktober 1834: „Drei und vierzig Jahre“, sprach der ehrwürdige Greis, „sind verschwunden, seitdem ich zum ersten Male über diese Gegend, wo jetzt Cincinnati steht, nach dem Südwesten meine Schritte wendete. Kein Haus von Stein, keine Hütte von Holz reichte dem Wanderer hier ein Obdach, wo nun das Emporium des weiten Westens blüht. Ich kehrte 20 Jahre später wieder, aber keine Familie öffnete dem Bischöfe die Thüre, keine katholische Seele nannte mich Vater, hier, wo heute Tausende einen zweiten Tempel fordern, zur Ehre Gottes und zum Heile ihrer Kinder. Ja, rühmt Euch des schönen Tempels, und danket darin Gott, der Euch damit begnadigt und ihn heute mit seiner Gegenwart erfüllt hat.“

Dieses ist die Kirche, in welcher schon 5000 deutsche Katholiken, die in und um Cincinnati <sup>1)</sup> wohnen, die Trö-

<sup>1)</sup> Cincinnati allein zählt gegenwärtig über 30,000 Einwohner, die Fremden nicht gerechnet, welche sich wenigstens auf 2000 belaufen zur Sommerszeit, wo das gelbe Fieber die südlichen Bewohner nach höhern Gegenden scheucht. Cincinnati besitzt einige schöne Gebäude, mehrere Akademien und Institute, und 6 wöchentliche Blätter und andere periodische Erzeugnisse. Dieses sind noch meistens die Organe, durch welche die nordamerikanische Literatur sich ausdrückt, rücksichtlich welcher der gelehrte Dr. Drake folgende umfassende und richtige Bemerkung macht. „Wenn wir die malerischen Landschaften, die Geschichte, Lage und künftigen Aussichten des Mississippi-Thales betrachten, so dürfen wir unfehlbar schon daraus schließen, daß einmal unsere Literatur nicht nur reich an Prinzipien und Thatsachen, sondern

stungen ihrer Religion suchen und empfangen sollen. Sie hat eine Länge von 135 Fuß und 60 Breite, in gothischem Style, jedoch höchst einfach und solid. Sie ward eingeweiht, ehe noch die Bänke da standen, denn die Cathedral-Kirche konnte wegen beschränkten Raumes für so viele Christen mehr Unordnung als Erbauung und Andacht veranlassen; daher die Eröffnung genannter Dreifaltigkeits-Kirche, welche nun die größte in der Stadt ist, höchst nothwendig wurde. Von der Höhe herab spricht schon das Kreuz den Vorüberwandelnden an, und fesselt dessen Gedanken bei der Anschauung folgender Worte in englischer Sprache, die mit schwarzen Buchstaben auf eine weiße Tafel gegraben sind: „Drei sind es, die im Himmel Zeugniß geben: der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind Eins“ (Joann. I. Ep. V. 7). „Dies ist der Glaube, der den Sünder heilt, den Gerechten heiligt, den Katechumenen tauft, den Martyrer krönt, den Priester weihet und die ganze Welt rettet“ (St. Aug. Serm. de Verb. Apost.).

Allein wie öde erscheint dieser Tempel in seinem Innern. Im Heiligthume, welches für drei Altäre eingerichtet ist, findet das fromme Auge kaum Einen, der ein Kreuzifix mit 6 hölzernen Leuchtern trägt. Dankbar sind

auch eigenthümlich nach ihrer innern Beschaffenheit sein werde. Jedoch bis unsere englische Sprache im Westen einen hohen Grad der Reinheit im Ausdrucke besitzen wird, geht es noch lange her. Denn die meisten unserer Schriftsteller haben eine unvollständige Erziehung erhalten, und sind überhaupt mehr auf das Resultat als auf die Zierde der Sprache bedacht, durch welche man doch eigentlich zum erstern kömmt. Sie schreiben für ein Volk, dessen wissenschaftliche Kenntnisse beschränkt und unvollkommen sind, dessen Geschmack mehr für das Erhabene als das Elegante gestimmt ist; dessen Kritik sich wenig um den Ausdruck bekümmert, wenn er nur auffallend und originell erscheint, so sehr auch sein Schmuck mißgestaltet sein mag. Folglich bemühen sich unsere Autoren wenig um klassische Eigenthümlichkeit. Dazu kömmt die Emigration, die aus allen zivilisirten Ländern nach dem Thale strömt. Neue, eigene oder fremde Formen werden daher beständig in das große Reservoir der Volkssprache geworfen, dieselben der Literatur mitgetheilt und so weiter verbreitet. Diese Ursachen sind es, welche auf viele Jahre die Entstehung eines geordneten und eleganten Styles hemmen und erschweren werden; allein nach und nach werden sich diese verschiedenartigen Rudimente zu einem gemeinschaftlichen Maßstabe gestalten und festsetzen, und so endlich aus einem Boden, reich an den mannigfaltigsten Elementen, hervorsprossen und eine Blüthe tragen, die zwar an Zartheit (refinement) der Sprache des Mutterlandes (England) nachstehen, aber an Kraft, Mannigfaltigkeit und Frische jene übertreffen wird.“ Discourse delivered at the Miami-Univers. 1835.

Das Studium der Klassiker findet zwar an den meisten, besonders katholischen, Gymnasien großen Beifall; allein der Amerikaner scheint auch hierin, wie in Allem, zu voreilig zu sein; er möchte Alles, aber bald, wissen. Daher noch selten gründliche, solide Kenntniß angetroffen wird, außer in mathematischen und überhaupt praktischen Fächern.

wir Herrn S. Bullock<sup>2)</sup>, einem eifrigen englischen Katholiken, der von Kentucky her uns ein Gemälde sammt einem Kelch und Ciborium überschickte. Uebrigens fehlt, die Wahrheit zu bekennen, Alles. Wenn wir feierlich hier erscheinen wollen, so muß vorerst der Gottesdienst in der Cathedral-Kirche abgewartet werden, um hinlängliche Ornate für ein Leviten-Umt, wobei Seminaristen die Zahl der Priester ersetzen, erhalten zu können. Wenn nun eine Kirche, selbst in Cincinnati, kaum noch die allernöthigsten Bedürfnisse zu anständigem äußerlichen Gottesdienste zu decken vermag, was läßt sich von den vielen neuen Kapellen der weiten Diözese erwarten? Ich zweifle, ob wir im ganzen Bisthume 4 Monstranzen sammt Zubehör besitzen, obwohl wir uns mehrerer Kirchen rühmen, die solchen Schmuckes gewiß würdig sind. Denn woher sollen wir solche kirchliche Dinge, welche die Feierlichkeit des Gottesdienstes so sehr erheben, in Amerika erwarten? Erstens findet man solche Stoffe nicht, oder höchst theuer, zweitens sind die Gemeinden noch zu arm, weil sie überdies für den Bau der Kirche, für Tilgung der Schulden von Zeit zu Zeit Beiträge liefern sollten. Woher soll der Bischof und die Priester die Mittel nehmen? sie, denen kaum der Unterhalt für sich selbst übrig bleibt, und die bloß auf freiwillige Beiträge der Frommen, sonntägliche Kollekten, oder auf den kleinen Ertrag der an Familien geliehenen Bänke in der Kirche angewiesen sind. Denn das Kollegium oder Athenäum ist noch nicht in den Stand gesetzt, daß es mehr als seine eigenen Bedürfnisse bestreiten könnte. Dies sind die bischöflichen Fonds, dies seine Einkünfte, und damit soll er sich und sein Seminarium erhalten und noch mit den Kindern der Waisen-Anstalt (St. Peter's Orphan-Asylum) sein Brod theilen, damit soll er die drückende Schuldenlast<sup>3)</sup> für den Bau der deutschen Kirche abtragen! Damit sollten Schulen, besonders für die deutsche Jugend, errichtet und neue Maßregeln getroffen werden; für diese Jugend muß gesorgt werden, denn Erfahrung lehrt, daß die Deutschen die fleißigsten, die besten Bürger sind. Dürften diese daher nicht als Landesbrüder auf ihr Vaterland, auf ihre reichere Mutterkirche in Europa, auf ihre alten Gemeindegossen zurückblicken, und nur einen Theil, einen kleinen Theil oder Beitrag fordern von dem, was sie so gerne Gott und seiner heiligen Religion zu opfern gewohnt sind? Es gilt ja für Eine Gemeinschaft, für Einen Altar, zur Ehre des Einen und desselben unbeschleckten Lammes.

<sup>2)</sup> Bullock, der ehemalige Eigenthümer der Egyptian Hall in London und Verfasser der Geschichte von Mexiko, in 2 Bändch.

<sup>3)</sup> Wer eine Idee hat von dem ungeheuern Tagelohn, den Arbeiter und vorzüglich Handwerker fordern, ohne der Bau-Materialien zu erwähnen, wird sich nicht wundern, daß die neue Kirche auf 20,000 Thaler, das Grundstück einbegriffen, zu stehen kömmt.

Die katholische Religion ist unläugbar in regem Aufleben im fernen Westen; sie muß nothwendig hier befestigt werden, sie muß Altäre unter den Weißen finden, wenn sie Schutz und Erfolg weiterhin unter den rothen Bewohnern der Urwaldungen hoffen soll. Diese entgehen dem heiligen Eifer der frommen Missionäre nie: nein, nur katholischen Missionären kann und wird ihre Befehrung gelingen, sofern ihr begonnenes Werk nicht wieder im Rücken durch einbrechenden Protestantismus und Unglauben vereitelt und sie selbst vertrieben werden. Eine feste, allgemeine Begründung der katholischen Kirche aber an allen Orten, wo sie schon erschienen ist, besonders im Westen der vereinigten Staaten schützt und befördert erst den Fortgang der Missionen unter den Wilden, verbindet sie mit der Kirche Canada's und Mexiko's <sup>4)</sup> und läßt auch menschlicher Weise nicht so leicht ihren Umsturz erwarten, so sehr der Unglaube sich gefährdet und Staatsumwälzungen ihre Fortschritte bedrohen mögen. Selbst die heimlichen Verfolgungen, die hier und da gleichsam unter der Asche glimmen, können der Kirche Christi nicht schaden, nein, dieselbe nur reinigen, erhöhen und ihren innern Werth aus dem dunkeln Nebel abgedroschener Verläumdungen ans hellere Licht bringen. Das bestätigt alle Geschichte der Religion; dies bewirkte sogar die Cholera einigermassen in den vereinigten Staaten. Nicht so bald wird man da die heldenmüthige Aufopferung einer zarten Schaar, der barmherzigen Schwestern, vergessen. Rein-protestantische Behörden der Spitäler von Philadelphia und Baltimore übergaben ihnen die Besorgung der Leidenden, verlassenem Menschheit, und es ward ihnen öffentlicher Dank gezollt. Zu ihrem und der katholischen Geistlichkeit Ruhme darf ich mich auf sämtliche, selbst der Religion sonst feindliche Blätter berufen. Die Priester eröffneten den Kranken ihre Wohnungen, wo Spitäler fehlten, während zahllose Prediger der Sekten mit Weib und Kindern in panischem Schrecken aus den Städten sich flüchteten. „Dieses ist der Unterschied“, sagt nach Christus der heilige Chrysostomus, „zwischen dem Hirten und dem Miethlinge: dieser schaut nach eigener Rettung und verachtet die Schafe; jener wacht beständig ob dem Heile derselben und gefährdet sein eigenes“ <sup>5)</sup>. Jedoch der Kredit, den die katholische Religion dadurch gewann, scheint wirklich um so mehr ihre Feinde

<sup>4)</sup> Welchen Einfluß nämlich die vereinigten Staaten, wenn wir die ungeheuern Unternehmungen dieser erwägen, bald durch die Unabhängigkeits-Erklärung von Texas, auf Mexiko in jeglicher und somit auch religiöser Beziehung ausüben werden, ließe sich so ziemlich errathen.

<sup>5)</sup> „Hæc enim inter pastorem et mercenarium est differentia: alter propriæ, contemptis ovibus; alter, sua contempta, ovium semper salutem invigilat.“ St. Joann. Chrysost. hom. 59 in Joann.

zu erbittern, weil sonst die Missionäre ohne einiges Geräusch ihrem stillen Berufe folgten, wie vor mehreren Jahren schon ein Protestant bekannte: „Ihr (der Katholiken) Klerus hat mit apostolischem Eifer, und ohne das geringste Aufsehen zu machen, seine durch das ganze Land zerstreuten Heerden aufgesucht und das Heilige ihnen gespendet“ <sup>6)</sup>.

So hat noch jeglicher Missionär, wo er immer sei im Westen, mehrere Gemeinden, oft in größter Entfernung vom Hauptsitze aus zu versehen. Wochen lang bleibt er hier, Wochen lang bleibt er dort, um die in Dörfern und Waldungen Verlorenen zu sammeln; und dies alles nicht ohne manchen Trost. Anders muß sein Benehmen in Städten und größern Ortschaften sein, anders im Gebüsch, „um Allen Alles zu werden, um Alle Christo zu gewinnen“, wie der große Westapostel sagt. Möchten alle Frommen Gott um besondere Gnade für die Missionäre bitten! Nicht selten werden sie von gutmeinenden oder neugierigen Protestanten aufgefordert, in ihren Schulen, Kirchen oder Rathhäusern <sup>7)</sup> zu sprechen und ihre katholischen Grundsätze darzulegen. Diese Aufforderungen müssen natürlich nicht nur angenommen, sondern gesucht werden, um durch solche Gelegenheiten manche Vorurtheile gegen die katholische Kirche, die meistens aus unreiner Quelle fließen, zu widerlegen. Klugheit und Herablassung gewinnt dem Missionär nicht nur in Städten, sondern auch auf dem Lande und in den neuesten Ansiedelungen großes Vertrauen. Es springt hier dem ankommenden Priester der Hausvater vom Felde entgegen und sorgt für sein Ross, während der Missionär die Hütte segnend betritt. Hundert Bitten, hundert Fragen werden gleich an ihn gestellt, indessen ein wackerer Knabe zum Nachbar eilt, die Ankunft des Priesters zu melden; der Nachbar schickt wieder weiter, auf daß sich am folgenden Tage Alle entree in einem geräumigen Hause einer bestimmten Familie oder in einer Holzkapelle versammeln, die durch keine Glocke oder Thurm, höchstens durch ein Kreuz und in der Nähe frisch bedeckte Grabeshügel angedeutet wird. Die Sonne ist aufgegangen, die Gemeinde versammelt sich um den nackten Altar, für welchen der Priester Alles, was die Liturgie zur heiligen Messe erfordert, oft weither mit sich bringen muß. Das Beichtthören, am Abende begonnen, wird fortgesetzt. Sodann folgt eine Anrede oder öffentliche Ermahnung, angekündet durch einen vaterländischen Gesang, der auch die heilige Messe begleitet. Ein „Heilig, Heilig, Heilig“ erhebt das Herz und schmilzt Alle zu Thränen, die weit auf neuem Boden, um den neuen Altar, gleichsam wie um die Krippe, sich beugen. Nach der heiligen Messe wird

<sup>6)</sup> Dodricks Civilisation.

<sup>7)</sup> Deren jede Grafschaft eines besitzt, courthouse genannt.

gewöhnlich wieder ein Vortrag in anderer Sprache gehalten, je nachdem die Umstände der Zuhörer es erfordern. Denn ich glaube sicherlich, daß es kaum ein Volk auf der Welt giebt, das mit mehr Aufmerksamkeit und ausdauernder Geduld einem Vortrage zuhören kann, als der Amerikaner, ich möchte sagen: aller Stände. Er ist nicht nur beharrlich, heldenmüthig, sondern im Allgemeinen zuvorkommend und gefällig, gastfreundlich und dem Bedürftigen äußerst wohlthätig. Schade, daß puritanischer Bigotismus und heimliche Feindseligkeiten einiger Sektenführer und Religionschwärmer dunkle Schatten auf's Ganze werfen. Schade, daß so viele ausgeartete, oft dem Trunke ergebene politische Schreier den Frieden des redlichen Landmannes stören, und ihn zu dieser oder jener Partei, zu diesem oder jenem Klub<sup>3)</sup> immerwährend aufheizen, und so die schon heterogenen Charaktere, die aus aller Welt in diesem Thale zusammentreffen, in noch grellern Gegensatz bringen. Weit davon entfernt sind gewöhnlich unsere Deutschen, wenige entnervte, aus Europa verjagte, zur Arbeit träge Stutzer ausgenommen; doch ihre Hitze ist gewöhnlich bald abgekühlt. Denn wo Viele oder Alle schreien, hört man Keinen, am wenigsten einen Fremden oder Foreigner, wie man ihn zu nennen pflegt. Noch findet man übrigens patriarchalische Einfachheit der Sitten, stillen Wandel und Gerechtigkeitsliebe, besonders unter den Abkömmlingen der Deutschen, jener nämlich, deren Väter schon während des vorigen Jahrhunderts eingewandert sind und ihre Kinder friedlich auf eigenem Acker zurückgelassen haben. Maryland und Pensylvanien war ihre Heimath, aus der sich Viele gegenwärtig nach dem Westen begeben; zu bemerken ist, daß Viele noch nicht einmal die englische Sprache verstehen.

Wie verhält es sich aber mit den jetzigen deutschen Einwanderungen? fragt man oft. Es ist die mittlere Klasse, vom Lande besonders, welche, von den Gegenden des Rheinstromes auswandernd, auf den Ocean sich wagt. Meistens Väter mit vielen Kindern oder starke ledige Leute. Weil aber die Reise mit großen Unkosten verbunden ist, so reichen nicht allen die Mittel hin, sich nach dem Innern der vereinigten Staaten zu begeben oder ein Stück Land sich anzueignen. Gelingt Vielen auch dieses, so bleibt ihnen auf Jahre lang wenig mehr übrig, als was ihr Schweiß der sonst üppigen Erde zu ihrem und ihrer Kinder Unterhalt abgewinnt. Was läßt sich nun für Kirchenbau erwarten? Religion bleibt doch Bedürfnis; Religion wird wirklich

<sup>3)</sup> Ich bin überzeugt, daß Amerika aus den so häufig sich gestaltenden Societäten (Societies), die den politischen Umtrieben nach und nach anheim fallen werden, sein größtes Unheil zu gewärtigen hat. Gegenkräfte, Anti-Societies, streben zwar immer das Gleichgewicht herzustellen; allein ihr Sieg macht sie endlich selbst gefährlich. So z. B. erblickte die Freimaurerei einen mächtigen Feind in der Anti-Freimaurerei; so verzehret oft zum Theil ein Ungeheuer das andere.

unter ihnen gefunden, gleichsam durch diese neue Umänderung ihrer Lage neu belebt. Sie möchten den in Europa verlassenen Gottesdienst einigermaßen ersetzen; sie thun zur Einrichtung ihrer Kapellen, was sie nach ihren Kräften zu leisten vermögen, und dies mit einer Hoffnung und Freude, die gewiß tröstend und erbaulich ist. Katholiken, deren Gemeinschaft hier oft die fremde Sprache trennt, vereinen sich durch das Zeichen des Kreuzes: der Amerikaner, der Irländer, der Franzose gesellt sich gleich zum Deutschen, weil sie Einen Herrn, Eine Kirche kennen. In der That: wer sich noch nicht von der Trefflichkeit dieser katholischen Einheit überzeugt hat, die alle ihre Kinder kennt und da sammelt, wo auch der neubekehrte Indianer kniet, dem möchte ich das bunte Religions-Panorama des protestantischen Nordamerika's zeigen, während im Gegentheil unsere heilige Kirche, auch nur von dieser Seite betrachtet, auf eindrucksvolle, ja wunderbare Weise ihre höhere, göttliche Abstammung und Verbreitung darthut und beurfundet.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Maienfest in Muri.

(Wenn auch späte, doch nicht verspätete Erinnerung an dasselbe.)

Jährlich einmal an einem der letzten Maitage wird im Benediktiner-Stift Muri eine Jahrzeit für die ersten Gründer, für die Beschützer und alle Gutthäter dieses uralten und von jeher merkwürdigen Gotteshauses gehalten. Volle 800 Jahre sind bereits verflossen, seitdem der erste Grundstein des nur zu heiligem Gebrauch bestimmten Gebäudes gelegt; — 800 Jahre, seitdem der Stiftungsbrief auf dem Altare des Apostelfürsten zu Rom Gott dem Allmächtigen zur feierlichen Schankung und Sühnung dargebracht worden ist.

Die edeln Stammeltern des erlauchten Kaiserhauses von Oesterreich sind die ersten Stifter. Radeboto nämlich, Graf von Habsburg, faste, auf Verwendung seiner Gemahlin Itha von Lothringen, den Entschluß, für sich und seine Familie und all' seine Nachkommen, zur Beförderung der Ehre Gottes, zum Nutzen der Menschheit, Gott ein solches Opfer darzubringen, und er that es vermittelt des großen Bischofes Wernher von Straßburg, welcher den dortigen weltberühmten Dom, wie auch seinem Bruder Radeboto die Burg Habsburg auf dem Wülpselsberg errichtet, und der auch selbst die Urkunde für das Stift Muri verfaßt hat. — Noch ruhen die Ueberreste dieses frommen Ehepaares und ihrer Abstammlinge bis auf mehrere Linien hinab in diesem ihrem habsburgischen Stifte. Ein hohes

Mausoleum an einem Pfeiler der Kirche, der Kanzel gegenüber, mit einer Grabschrift weist die Gruft der dort ruhenden Ahnen eines mächtigen Kaiserhauses.

Von hoher Bedeutung ist demnach jederzeit dieses Andenken, welches von den jeweiligen Klosterbewohnern seit der Stiftung bis auf heute aus Dankespflicht mit aller Feier jährlich einmal begangen wird. Zahlreiche Gäste kommen da zusammen und erhöhen durch ihre Gegenwart das sinnvolle Fest.

Auch ich erschien dieses Jahr als Gast dabei. Denn nimmer vermochte ich den Gefühlen zu widerstehen, die mich von jeher in dankbarer Erinnerung an die würdigen Väter, denen ich meine erste Bildung verdanke, an dieses Gotteshaus fesselte. Besonders aber fühlte ich mich dieses Jahr unwiderstehlich dahin gezogen durch den Gedanken, daß die, die mir einst so Vieles waren, die mir und so vielen andern nur Gutes thaten, die überall nur wahre Gottesverehrung, Tugend und Frömmigkeit und alles Gute zu befördern streben, daß die nun um der Gerechtigkeit willen so schwere Leiden zu tragen haben; denn wenn ich auch nicht helfen konnte, so wollte ich doch aus inniger Dankbarkeit meine Theilnahme und gleiche Anhänglichkeit in bösen wie in guten Tagen zeigen, und trösten und aufmuntern, wo es sich thun ließe.

Allein wie geschah mir, als ich mich dem Kloster näherte? — Tiefe Wehmuth ergriff mich unabweisbar; denn das Einst und Jetzt in Bezug auf das Gotteshaus und seine Bewohner, die einst für sie so glückliche, jetzt aber so schwer drückende Zeit stellte sich zur Betrachtung meinen Augen dar. Dieses Gefühl, das mich auch selbst in den geweihten Mauern nicht verließ, steigerte sich noch, als ich dem Trauerfeste selbst beiwohnte, bei welchem sonst immer der hochwürd. Herr Prälat pontificirte, der aber nun flüchtig, außer Landes Schutz für seine Sache suchen muß. — Das hohe Todtengerüst in Mitte des Tempels, mit schwarzen Tüchern umhangen, die vielen Wappen der Vorzeit, der Ritter von Habsburg, Kyburg, Rheinfelden, Lenzburg, die der Herzoge und Kaiser von Oesterreich und Lothringen, der sieben alten Schirmorte, die den Sarkophag ringsum schmücken, die zahllosen Fackeln u. s. f., reissen schon jedes für äußere Eindrücke empfängliche Gemüth unwillkürlich in jene Zeit zurück, wo Kraft und Glaube sich riesenhaft gestalteten, zu den frömmsten Werken Hand boten und die größten Opfer brachten; denn die noch stehenden Denkmale christlichen Frommsinns in und außer der Schweiz, wem verdanken sie anders ihr Dasein als einer oft so ungerecht verlästerten Vorzeit?

Der stille majestätische Gang der Mönche und Priester und aller Gäste mit brennenden Kerzen um das fürstliche Trauergerüst, der tiefe Choral von der bebenden, die große Halle erschütternden Orgel erweckten in mir, da ich die

Worte: „Libera me Domine!“ hörte, ein Gefühl, das sich nicht beschreiben läßt. Mein Trauerthema war damals: O wenn sie, die Stifter und ehemaligen Beschützer dieses nun schutzbedürftigen, schwer bedrängten Stiftes ihrer Gruft entstiegen, was würden sie zu denen sagen, die so schwer an ihm, an Mit- und Nachwelt sich verfländigen? — Allein wenn sie auch nicht auf solche Weise ihr Stift beschützen, dennoch nehmen sie sich desselben an; denn ihre Seelen stehen vor Gottes Angesicht, klagend gegen die Unterdrücker, flehend um Rache bei dem, der heilig und gerecht ist. Aufgezeichnet sind dort die Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten alle, die geschehen, — und der Tag, wo ihr Rufen und Flehen erfüllt wird, kann nicht ausbleiben; denn ihm, dem höchsten Richter, haben ja die Stifter ihr Gut feierlich abgetreten. Sie haben es abgetreten, damit dasselbe einzig durch Söhne des heiligen Benedikt zu ihrem Ordenszwecke soll benützt, einzig auch durch sie frei soll zur Ehre Gottes verwendet werden. Das Oberhaupt der Kirche gab seinen Segen zu diesem wichtigen Opfer, sprach aber auch den Fluch aus über alle, die es angreifen oder seiner Bestimmung zu entziehen jemals wagen würden. Die Nachkommen vom Stamme Habsburg und Lothringen schützten mit Gut und Blut diese Hinterlage ihrer frommen Ahnen. Selbst die Eidgenossen, obschon sie mit dem Geschlechte von Habsburg uneins wurden und sie aus dem Ergäu vertrieben, respektirten dennoch die Heiligkeit gegebener Urkunden und Briefe. Das Stift wuchs unter dem Schutze der Eidgenossen und der mächtigen Kaiser von Oesterreich zum höchsten Flor. Muri ward ein Segen des Landes, eine Pflanzschule der Tugend und Wissenschaft, aus welcher Heilige und Gelehrte hervorgegangen. Da erhielten Knaben, deren Eltern besonders das Eine Nothwendige ihnen geben wollten, eine christliche Erziehung; da fanden Jünglinge religiöse und wissenschaftliche Bildung und Schutz vor den Gefahren der Welt; selbst Männer aus fürstlichem Stamme freuten sich, da zu finden, was sie überall sonst vergebens suchten, ein Asyl für ihre Seelenruhe, und verlebten ihre Tage allda in Buße und heiligem Wandel. Zum Reichsstift erhob Kaiser Leopold, der würdige Enkel der ersten Gründer, die Stiftung und zu Fürsten die Aebte, und wollte die Mauer mit einer Veste (antemurali) umgeben und so gegen Invasion sicher stellen. Wie eine schöne wohlthätige Blume in Helvetiens Garten stand die Pflanzung in vollem Wachsthum da, als durch die französische Revolution ein heftiger Sturm auch sie traf, nach welchem sie aber nicht minder schön und lieblich emporstieß. Und so wenn auch harte Schicksale, welche die Jahrhunderte mit sich bringen, die Stiftung trafen, so hat sich doch noch keine frevelnde Hand der Zerstörung an die Siegel des Testaments gewagt. Dieses Wagesstück scheint unserm eisernen, dem neunzehnten

Jahrhunderte vorbehalten zu sein. Denn in diesem streckt der Zeitgeist seine Hand aus nach der schon 800 Jahre bestehenden, Gott geweihten Niederlage, will zerstören, was fromme Voreltern aufgebaut und Gott geheiligt haben, will zerstreuen, was die Vergangenheit zu unserm Nutzen und zum Nutzen der spätesten Nachwelt zusammengelegt hat. Und warum? — Weil die Kinder dieser Welt in den Klöstern und Stiftungen Beschützer des Katholizismus erblicken und nach Wegräumung derselben gewonnenes Spiel zu haben glauben mögen.

So dachte ich, als die Worte in tiefem Trauertone erkönten: Tremens factus sum ego, et timeo, dum discussio venerit atque ventura ira. — Und meine Betrachtung fiel auf das Schicksal derjenigen, die mit unbefugter Hand fremdes, Gott geweihtes Gut antasten und das Heiligthum zerstören. Ich gedachte des Fluches, den schon Wernher in der Stiftungsurkunde vom Jahre 1027 vermöge bischöflicher Gewalt und Macht über sie ausgesprochen hat. Es kam mir die im 2. Buch der Machabäer erzählte Geschichte Heliadors in Sinn und das Wort cap. 3, v. 39: „Nam ipse, qui habet in coelis habitationem, visitator et „adjutor est loci illius, et venientes ad maleficiendum „percutit et perdit“; d. h.: Er selbst, der im Himmel wohnt, ist gegenwärtig in diesem Orte, und schützt ihn, und die Böses zu thun hinkommen, schlägt und tödtet er.

Ein beim Feste anwesender Gast.

### Pfarrer Johann J. Hegi an Titl. Schultheiß und Kleinen Rath des Kantons Luzern.

Hochgeachtete Herren!

Mittels Zuschrift vom 13. Juli haben Sie mir zur Kenntniß gebracht, daß Sie meiner Protestation vom 12. Brachmonat keine Folge geben wollen, sondern alles, was von der hohen Polizei und von dem hochw. Kommissariate gethan worden ist, um mich von meiner Pfründe zu verdrängen, vollkommen gutheissen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil Sie durch einen von den obbenannten Behörden eingeholten Bericht zur Kenntniß gelangt seien, daß die Behauptung, auf welche sich meine Protestation stütze, mit der Wahrheit nicht übereinstimme.

Meine von Ihnen als unwahr erklärte Behauptung gieng bekanntermaßen dahin, ich sei durch die benannten Behörden von meiner Pfründe in Weggis gewaltsam verdrängt worden, ohne vorher durch gehörigen, kanonischen Untersuch eines mit Absetzung zu bestrafenden Vergehens überwiesen worden zu sein, und sogar ohne Mittheilung eines vorhergegangenen bischöflichen Depositionspruches.

Indem Sie, Hochgeachtete Herren, die Wahrheit meiner diesfälligen Behauptung angreifen, und Ihre Schlußnahme durch Behauptung des geraden Gegentheils zu be-

gründen suchen, geben Sie offenbar zu, daß einem bischöflichen Depositionspruche die Ausmittelung eines wichtigen Vergehens auf dem Wege einer kanonischen Untersuchung und der Vollziehung desselben die amtliche Mittheilung an den Beklagten vorangehen müsse. Wir wären demnach über die zwei unerläßlichen Requisite zur legalen Abberufung eines kanonisch investirten Pfarrers vollkommen einverstanden und bloß darin verschieden, ob diese unerläßlichen Requisite bei meiner Abberufung beobachtet worden seien oder nicht. Ich behauptete nämlich in meiner Zuschrift vom 12. Brachmonat und behauptete noch, daß ich bis anhin, obgleich gewaltsam von meiner Pfründe verdrängt, dennoch weder eines wichtigen Vergehens durch kanonischen Untersuch überwiesen, noch von einem bischöflichen Depositionspruche amtlich in Kenntniß gesetzt worden sei; die hohe Regierung aber behauptet in Ihrer Zuschrift vom 13. Juli gerade das Gegentheil, und macht mir den ehrenkränkenden Vorwurf: Ich habe in der benannten Zuschrift die „Wahrheit aus dem Auge verloren“, also den Versuch gemacht, Sie durch offenbaren Betrug zu misleiten.

Sie werden begreifen, daß und warum dieser Vorwurf in einem Aktenstücke, das Sie überdies durch den Eidgenossen der Publizität zu übergeben für gut gefunden haben, in meiner gegenwärtigen Lage für mich sehr wehethuend ist, und also schon aus dem Grunde nicht verübeln, wenn ich durch eine neue Zuschrift mich dagegen vertheidige.

Es stützt sich dieser ehrenkränkende Vorwurf auf nichts anderes als auf einen umständlichen Bericht, den sich die hohe Regierung über meine Angelegenheit sowohl von der hochlöbl. Polizeibehörde, als von dem hochw. Kommissar Waldis hat erstatten lassen. Aus diesem Berichte soll sich im Widerspruch mit meiner Zuschrift vom 12. Brachmonat klar und deutlich ergeben:

a. daß ich zu einem genauen Untersuch von dem bischöflichen Kommissar Waldis sei berufen worden.

b. daß der hochw. Bischof den Depositionspruch in legaler Form dem Herrn Kommissar Waldis mitgetheilt habe, und

c. daß die Mittheilung derselben an mich aus meiner eigenen Schuld nicht statt gefunden, weil ich unterlassen habe, die verlangte vidimirte Kopie desselben beim Hrn. Sekretär Waldis abzuholen. — Ich muß in Bezug des Hrn. Waldis auf diesen Bericht drei Bemerkungen machen.

Vorerst scheint mir daraus, daß die hohe Regierung durch meine Protestation vom 12. Brachmonat veranlaßt wurde, von der hochlöbl. Polizei und vom hochw. Kommissariate einen solchen Bericht einzuholen, deutlich und klar hervorzugehen, daß die bezeichneten Behörden vorher ganz von sich aus, ohne bestimmten Auftrag von Seite der hohen Regierung, und sogar ohne Kenntnißgabe an dieselbe, in meiner Angelegenheit gehandelt haben, so daß meine Klage über willkürliches und unbefugtes Einschreiten leider nur zu wohl begründet wäre.

Ferner ergibt sich aus dem Bericht, wie er in Ihrem Schreiben angeführt wird, durchaus kein Widerspruch

mit meiner Zuschrift vom 12. Brachmonat, so zwar, daß Ihre auf diesen Bericht gestützte Anschuldigung mit dem Grunde, auf welchem sie beruht, in Nichts zusammenfällt.

Ich stellte nämlich in meiner Zuschrift niemals in Abrede, daß ich von dem bischöflichen Kommissar Waldis zu einem Verhör sei berufen worden, behauptete aber damals und behauptete noch, daß dasselbe nicht als kanonischer Untersuch könne angesehen werden, und daß durch selbes kein mit Abberufung zu bestrafendes wichtiges Vergehen auf mich erwiesen worden. Auch in Betreff des bischöflichen Depositionspruches gieng meine Behauptung niemals dahin, daß ein solcher nicht existire oder daß der bischöfliche Kommissar einen solchen nicht besitze, sondern bloß dahin, daß dieser Depositionspruch mir, meiner ausdrücklichen und wiederholten Forderung ungeachtet, bis anhin nicht amtlich sei mitgetheilt worden, und daß ohne amtliche Mittheilung an den Beklagten die Vollziehung eines Urtheilspruches unförmlich sei. Ueber die Art und Weise, in welcher ich diese Mittheilung begehrte, sagt meine Zuschrift kein Wort, so daß also in dieser Beziehung ein Widerspruch zwischen ihr und dem fraglichen Berichte nicht einmal gedenkbar ist. Indessen darf ich hier nicht unbenutzt lassen, daß die Herren Berichtstatter sich höchlich irren, wenn sie behaupten, ich habe die vidimirte Kopie des Depositionspruches verlangt. Ich forderte vielmehr, als der bischöfliche Kommissar mich unterm 31. Mai zuerst zur freiwilligen Resignation bereden wollte, und mir dann bei meiner Weigerung barsch und einfach erklärte: „So sind Sie eo ipso von Ihrer Pfründe abberufen“, die Mittheilung oder wenigstens die Vorweisung des vom Bischofe unterzeichneten Aktenstückes, und konnte, als derselbe erwiederte, man könne dasselbe mir nach der Hand zustellen, unmöglich denken, daß darunter die Hinterlegung einer vidimirten Abschrift beim Hrn. Sekretär Schnyder zu verstehen sei. . .

Das Dritte und wichtigste endlich, was sich aus dem angeführten Berichte deutlich und klar ergibt, besteht darin, daß im vorliegenden Falle die zwei nothwendigen Requisite, ohne welche nach Ihrem eigenen Geständnisse meine Abberufung als ein illegaler Akt betrachtet werden müßte, von den benannten, dabei thätigen Behörden ganz unberücksichtigt geblieben sind. —

Was das erste Requisitum, die richterliche Untersuchung, anbetrifft, ohne welche kein Strafurtheil legal ausgefällt werden kann, redet der Bericht von keinem andern, als von dem Verhör, welches der bischöfliche Kommissar Waldis unterm 22. März 1836 mit mir aufgenommen hat. Dieses Verhör war aber, wie ich in meinen Zuschriften vom 10. Brachmonat und 4. Juli an den hochw. Bischof nachgewiesen habe, von der Art, daß ich es unmöglich als kanonischen Untersuch, auf den sich ein Depositionspruch fußen ließe, ansehen kann, und dies hauptsächlich aus drei Gründen.

a. Der bischöfliche Kommissar Waldis erscheint in meinen Augen, abgesehen von seiner hinglänglich an den Tag gelegten leidenschaftlichen Mißstimmung gegen mich, nicht als eine kirchlich angestellte Behörde, von der eine Untersuchung von solcher Wichtigkeit nicht bloß eingeleitet, sondern abgethan werden könnte.

b. Was dann die Anschuldigungen betrifft, die in diesem Verhör gegen mich vorgebracht worden, so sind sie zum Theil offenbar so vag, daß sie mit Aenderung des Namens auf alle Geistlichen des Kantons gleich gut passen würden, zum Theil treffen sie längst beurtheilte und abgethane Dinge, für welche ich Niemanden mehr Rede stehen muß — auch beschlägt von allen keine einzige ein Vergehen, das nach einem bestehenden Gesetze, oder auch nur nach allgemeiner Uebung in der Diözese mit Abberufung bestraft werden könnte.

c. Wurden die Kläger weder vor die Schranken berufen, noch angehalten, ihre Anschuldigungen zu beweisen. Wie leicht aber eine Behörde betrogen werden kann, wenn sie Anschuldigungen hört, ohne Beweise zu fordern, hat sich schon damals gezeigt, als der hohe Kl. Rath mir unterm 1. Weinmonat 1831 Störung der Wahlversammlung in Weggis vorwarf, dann aber, als ich die Kläger als Lügner und Verläumder erklärte, die Sache wieder auf sich beruhen ließ. —

Was das zweite Requisitum, die amtliche Mittheilung des richterlichen Urtheils an den Beklagten, betrifft, ohne welche dasselbe nicht füglich in Vollziehung gesetzt werden kann, so geht aus dem angeführten Berichte ebenfalls deutlich und klar hervor, daß dieselbe nicht erfolgt ist. — Die Herren Berichtstatter können nicht läugnen, daß mir ein vom Bischof unterzeichneter Depositionspruch weder vom Herrn Polizei-Präsidenten Baumann noch vom hochw. Kommissar Waldis mitgetheilt oder vorgewiesen worden sei, als sie mich unterm 31. Mai vor ihre Schranken beriefen; sie gestehen, daß man sich damit begnügt habe, eine vidimirte Abschrift bei Hrn. Vital Schnyder für mich zu hinterlegen — und zwar erst nach stattgefundenener Verdrängung, und zu einer Zeit, als mein Aufenthalt, wie Sie selbst sagen, bereits unbekannt war, und folglich die Unmöglichkeit eintrat, mir von dieser Hinterlegung Kenntniß zu geben. — Diese Kenntniß ist mir erst durch Ihre Zuschrift vom 13. Juli zu Theil geworden, ist aber von keinem Belange, weil sie mir weder zur rechten Zeit, das heißt, vor der Vollziehung des vorgeblichen Urtheils, noch auf amtlichem Wege, das heißt, von der bischöflichen Behörde zugekommen ist, an welche ich mich, wie Sie wissen, schon mehrmals mit der Bitte um amtliche Mittheilung gewendet habe, ohne jedoch auch nur einer Syllbe gewürdigt worden zu sein. —

Ich glaube schon in meiner Zuschrift vom 12. Brachmonat ausgesprochene Wahrheit auch Ihnen, Hochgeachtete Herren! näher unter die Augen gerückt und den unumstößlichen Beweis geleistet zu haben:

Daß in meiner Angelegenheit weder durch kanonischen Untersuch ein wichtiges Vergehen auf mich bewiesen worden ist,

Noch eine gehörige amtliche Mittheilung des allfälligen Depositionspruches stattgefunden hat;

Weswegen ich, meine Protestation vom 12. Brachmonat feierlich wiederholend, mich der zuversichtlichen Hoffnung hingebe, Sie werden durch hoheitliche Mißbilligung der von Seite der hochlöbl. Polizeibehörde und des hochw. Kommissariats gegen mich gethanen Schritte einen Beweis Ihrer Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe abzulegen kein Bedenken tragen, und auf die anderwärtigen, hier nicht benannten Anschuldigungen gegen meine Person kein Gewicht mehr legen wollen, sondern gerne darauf verzichten. —

Wenn Sie sodann am Schlusse Ihres Schreibens bemerken, daß der Beschlagnahme, den Sie anfangs auf meine Mobilien zu legen aus dem Grunde müssen für nothwendig erachtet haben, weil das Zehnten-Urbar vermißt worden sei, und Ihnen die Pfarrbücher unvollständig geschienen haben, nun wieder sei aufgehoben worden, weil das Urbar sich vorgefunden habe, und Herr Schopp im Stande sei, die Pfarrbücher ohne mich in Ordnung zu bringen; so kann ich nicht umhin, über diesen so glücklichen Zufall meine Freude auszusprechen — und die Bitte beizufügen, es möchte nun auch die Polizeiverfügung, durch welche mir verboten ist, die Gränzen von Weggis, Wignau und Greppen zu betreten, als eine eben so willkürliche Maßregel erklärt und aufgehoben werden.

Mit der Bitte, die Versicherung der schuldigen Hochachtung zu genehmigen, habe die Ehre, mich zu nennen: Schwyz, den 7. August 1836.

Hochderjebem ergebenster Diener:

J. J. Hegi, Pfarrer von Weggis.

Luzern, den 10. August 1836.

An Herrn J. J. Hegi, Priester in Schwyz.

Wohlehrwürdiger Herr!

Die Unterzeichnete findet sich von dem Kleinen Rathe beauftragt, Ihnen Ihre Zuschrift vom 7. dies, als in Form und Inhalt unzulässig, zurückzusenden, was hiemit unter gebührender Hochachtung geschieht.

Namens der Staatskanzlei des Kant. Luzern,  
Der erste Staatschreiber: Siegwart-Müller.

St. Gallen, den 17. August. Heute endlich langte Herr Mirer, der vom heil. Stuhl für das verwaiste Bisthum in St. Gallen mit geistlicher Regierungsgewalt versehen apostolische Vikar, hier an, lange und schmerzlich ersehnt von den Gutmüthigen und Aengstlichen im Volke, denen bisher so manche Schritte gegen die alte katholische Kirchenordnung mißfielen, und die wohl immer noch Aergeres besorgten, und herzlich ersehnt von allen Denen, die des edeln Mannes Geist, Charakter, Würdigkeit und Ver-

dienst näher kennen und schätzen. Schön, jeden Guten erfreuend, alle Untreuen beschämend, jeden Unbefangenen rührend war der feierliche Empfang und Begleit, der dem apostolischen Vikar zu Theil wurde. In Oberried war derselbe mit den neugeweihten St. Gallischen Priestern zusammengetroffen, die, zehn an der Zahl, mit Hrn. Regens Müller so eben von Feldkirch zurückkamen. Nicht genug können diese jungen Männer die ausgezeichnete Güte, die bischöfliche Kraft und Milde des dortigen Weihbischofs, des Tit. Hrn. Generalvikars im Voralberg, Georg Prünster, preisen, so wie die vielen Dienst- und Freundschaftserweisungen daselbst gefundener Freunde. Noch begeistert von so vielen erfreulichen Genüssen höherer und untergeordneter Art, tauschten sie auf der Fahrt in die Heimath nur Freude wieder an Freude. Herr Mirer gehört nämlich nicht weniger als der Herr Suffragan in Feldkirch unter jene Kirchenprälaten, die es vorziehen, durch den Ausdruck eines aufrichtigen Wohlwollens erfreuend die Herzen zu gewinnen, als nur durch das Ansehen ihres Standpunktes zu imponiren. Seiner Begleitung von Oberried her schlossen sich auch mehrere Pfarrer des Rheinthales an, die zufällig vom Tage seiner Durchreise gehört hatten und es sich nun angelegen sein ließen, ihm ihre ehrerbietige Aufmerksamkeit zu beweisen. In Rorschach angelangt, ließ der apostolische Vikar durch freundschaftliches Zureden sich bewegen, bis auf den andern Tag zu bleiben. Auch hier bemühten sich die Geistlichen und die Herren Lehrer Rüttimann und Hersche, während der Messe dem würdigen Kirchenobern die seiner Stellung und Person gebührende Ehrerweisung zu leisten. Um Mittag fanden sich daselbst bewillkommend die geistlichen Räte, mehrere Pfarrherren der Nachbarschaft, die Herren Gemeindevorsteher von Tablat, und selbst Männer aus andern Gemeinden ein, die, auf's Gerathewohl und ohne sichern Bericht zu haben, es unternahmen, die Ersehnten in Rorschach zu suchen und ehrenvoll zu begrüßen. Um drei Uhr fuhr man dann ab. Ganze Schaaren theilnehmenden Volkes fanden sich an der Straße ein und begehrten knieend den apostolischen Segen. Die Pfarrkirche zu Mörschwil begrüßte den Durchziehenden mit Glockengeläute. Auch in St. Fiden wurde geläutet, und die zufällig dort im Dienst anwesende Militärmusik machte gleichfalls dem Vorüberfahrenden ihren Gruß. In St. Gallen ertönte dem Ankommenden der erhabene volle Glockengruß der Domkirche, ihn empfing auf dem Kirchplatze der Präsident und ein Mitglied des Administrationsrathes, eine Schaar weißgekleidete Mädchen trug ihm reiche Blumenschnüre und Kränze entgegen, und so zog er, von mehr als zwanzig Geistlichen und einer ungezählten Menge Volkes begleitet, unter Kreuz und Fahne in die Kirche ein. Hier in's Festgewand der Kirche gekleidet, vom Pfarr-Rektor und Leviten zum Hochaltare begleitet, stimmte er das „Veni creator spiritus“ an; die Geistlichen, vom meisterhaften Orgelspieler des Hrn. Professors Vogt unterstützt, sangen es aus; diesem folgte ein deutscher Dank- und Preisgesang, von der katholischen Jugend, unter Leitung der kath. Lehrer von St. Gallen, St. Fiden und St. Georgen gesungen, und so wurde, nach ertheiltem Segen, der Gefeierte von den Herren Administrationsräthen und der Geistlichkeit in seine mit Festons und Guirlanden geschmückte Wohnung eingeführt. — So möge denn Gott seinen Eingang segnen, und dem katholischen Volke St. Gallens aus seiner Hand recht viel Ersprießliches zu Theil werden lassen. (W.-Fr.)